

Das Honorar der „Vermischten Schriften“ gewährte dem Dichter die Möglichkeit, seinen lange gehegten Wunsch auszuführen und die trostlose Krankenstube der Rue d'Amsterdam zu verlassen. Die Sorge vor der Cholera kam dazu, die damals in der Stadt wütete und mehrere seiner Bekannten weggraffte. Er siedelte in eine zu ebner Erde gelegene Gartenwohnung außerhalb der Bannmeile nach Batignolles über. An schönen Tagen konnte er sich ins Freie tragen lassen. Nach sechs Jahren sah der Dichter wieder blauen Himmel, lauschte dem Wind, der durch die Blätter der Bäume wehte, und dem Gesang der Vögel in den Zweigen. Leider war die Freude nur kurz, und die großen Geldopfer, die Heine für diesen Umzug gebracht hatte, vergebens. Die Gegend war sehr geräuschvoll, sein Krankenzimmer kalt und feucht, so daß er sich eine Halsentzündung zuzog, die ihm das Sprechen außerordentlich erschwerte. Mathilde, die die Wohnung gemietet, hatte in ihrer Leichtfertigkeit die Bedürfnisse des Patienten völlig verkannt. Ein schmerzhafter Abszeß am Rücken kam dazu, der durch eine Operation entfernt werden mußte. Ein erneuter Umzug war unvermeidlich. Campe tröstete den Dichter über die zwecklosen großen Ausgaben, er könne ja in einer Woche wieder verdienen, was ihn der Wohnungswechsel koste, aber Heine bemerkte ihm treffend, er habe wohl vergessen, wer sein Verleger sei.

Im November wurde der Dichter nach Paris zurücktransportiert. Mathilde hatte diesmal entweder sorgfältiger gesucht oder eine glücklichere Hand gehabt; auf jeden Fall entsprach die neue Wohnung in der Avenue Matignon dicht bei den Champs Élysées allen Wünschen ihres Mannes. Sie lag im obersten Stockwerk, so hoch, daß der Straßenlärm nur gedämpft zu ihm heraufdrang, war hell und geräumig, hatte Licht und Sonne, und vor allem besaß sie einen kleinen Balkon, auf dem der Dichter an schönen Tagen liegen und in das vorüberbrausende Gewühl der Großstadt hinabschauen

konnte. Da unten jagte das Leben vorbei, das Leben, das er so unbändig geliebt hatte und noch liebte, und hier oben lag er, ein siecher, gelähmter Mann, der den Tod herbeisehnte und sich doch wieder an den schalen Rest von Dasein in der Krankenstube klammerte. „Sie können sich denken,“ sagte er zu einem deutschen Besucher, „wir mir zumute war, als ich nach so vielen Jahren von hier aus zum erstenmal wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolindröcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen stand und sich erleichterte. Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr sehen, denn ich beneidete den Hund!“

Seine hatte im Herbst 1852 „aus Ökonomie“ seine alte Wärterin, die Mulattin, entlassen; die neue sorgte offenbar schlecht für den Patienten, denn unmittelbar nach der Übersiedlung in die Avenue Matignon erkältete er sich infolge ihrer Nachlässigkeit. Die Erkältung selbst mag unbedeutend gewesen sein, aber bei seinem geschwächten Körper war das Unbedeutendste mit schweren Schmerzen verbunden. Er litt an fürchterlichen Krämpfen, an stundenlangen Erstickungsanfällen und das zweite Auge drohte zu erblinden. Es war ein schwerer Winter für den Kranken. Es gab lange Tage, wo ihm selbst der Trost der Arbeit versagt war, und sogar die Beantwortung seiner Briefe mußte er seinem treuen Sekretär Reinhardt überlassen. Ging es etwas besser, so erwachten „Arbeitslust und Heiterkeit“ wieder „auf das wunderbarste und ungetrübteste“. Selbst des eignen Zammers zu spotten vermochte er noch. So schrieb er Michel Chevalier, einem alten Genossen aus der Zeit des Saint-Simonismus: „Mein Eifer, für die Rechte des Fleisches einzutreten, hat aufgehört, seit ich sehe, wie aufdringlich das Fleisch wird, nachdem es sich kaum notdürftig rehabilitiert sieht. Es begnügt sich nicht damit, auf gleichem Fuß mit dem Geiste zu leben, sondern in seiner Unmaßung wagt es, den Geist anzugreifen. O Fleisch! es ist zu

dumm von dir, du bist ein Schwachkopf!“ Das Evangelium der Materie hatte sich bitter an seinem Jünger gerächt. Klängen ihm nicht seine eignen Verse wie Hohn:

Die dumme Leiberquälerei  
hat endlich aufgehört?

Wie ein Märchen mochte es dem Kranken vorkommen, daß er einst von Leben und Lebensgenuß gesungen hatte.

Erst im Mai 1855 besserte sich sein Befinden. Damals verließ ihn sein tüchtiger Sekretär Reinhardt. Es war ein harter Verlust für den Dichter, der sich an den treuen Mann gewöhnt hatte und schwer in Paris einen Ersatz finden konnte. Zunächst mußte er unter unsäglicher Mühe den Bleistift wieder selber in die Hand nehmen und erst gegen Ende des Jahres stellte sich eine Persönlichkeit ein, die ihm wenigstens die lästige Schreiberarbeit abnahm. Der neue Mann sollte nicht mehr viel zu tun haben.

Das Jahr brachte die erste Weltausstellung, das Wahrzeichen einer neuen Zeit, das Symbol einer Annäherung der Völker. Sie erfolgte nicht, wie der kranke Dichter einst geträumt hatte, durch die verbrüdernde Macht der romantischen Idee, sondern durch den Druck der eisernen Schienen, die jetzt alle Länder Europas verbanden und die Entfernungen von einst auf wenige Stunden herabminderten. Die Politik des Eisens war da, die des Blutes brach an, es war keine Zeit mehr für den letzten Romantiker auf Erden. Wenige hundert Schritte von seinem Krankenlager erhob sich der Industriepalast, der den Sieg einer neuen Epoche verkündete. Heine forderte die Freunde dringend auf, diese erste Messe der Welt zu besichtigen, und viele von ihnen kamen, unter ihnen Kolb, Stahr, Meißner, Fanny Lewald. Der Sommer brachte ihm zahlreiche Besucher, mehr als der Kranke, den die Welt allmählich vergaß, in den letzten Jahren gehabt hatte. Im Herbst 1855 erfüllte die Schwester Charlotte seinen dringenden Wunsch und suchte ihn in Begleitung des Bruders Gustav auf. Die Wohnung in der Avenue Matignon war groß genug, um ihr Unterkunft zu gewähren. In den zwei Monaten ihres Aufenthaltes saß sie lange Stunden

am Lager des Patienten. Die Geschwister plauderten und gedachten der alten Zeit.

Mein Kind, wir waren Kinder,  
zwei Kinder, klein und froh!

Lange war das her! Viel hatte sich verändert! Leider erkrankte eines von Charlottens Kindern in Hamburg, so daß sie die Rückreise überhastet schnell antreten mußte. Sie, die liebste, war auch die letzte, die Heine von seinen Angehörigen erblickte.

Auch eine junge Deutsche stieg im Juli 1855 zum erstenmal die steilen Treppen zu der Wohnung des Dichters hinauf. Mit klopfendem Herzen stand sie an der Tür. Ob sie eingelassen wurde zu dem berühmten Mann, dessen Gedichte sie auswendig wußte, zu dem ihr unbekanntem Sänger, den sie liebte? Er hatte einen guten Tag, sie durfte eintreten. Da lag der Verfasser des „Buchs der Lieder“, ein abgekehrter, gelähmter Mann mit einem bleichen, schmerz- durchfurchten Gesicht. Müde hob er sein Auge zu der Fremden empor, ein Lächeln glitt über seine Züge, als er die schlanke, mittelgroße Gestalt gewahrte, das feine, hübsche Gesicht mit dem hellbraunen, gewellten Haar, dem fecken Stumpfnäschen und den schelmisch lächelnden Augen. Sie redete ihn wohl zuerst auf französisch an, aber bald wich die fremde Sprache dem Deutschen. Es klang doch besser, kam ganz anders von Herzen, und zu dem „süßen Schwabengesicht“ paßten nur die Laute der Muttersprache.

Wer war die Fremde, die wie ein Engel des Lichtes, ein Bote der Gnade, in die qualvolle Krankenstube des Sterbenden trat? Wir wissen nicht, ob sie dem Dichter ihren Lebenslauf erzählt hat, oder ob es ihm genügte, daß sie an seinem Bett saß, ohne zu fragen, von wannen sie kam und wer sie war. Vielleicht kannte er kaum ihren richtigen Namen, sie war für ihn nur die „Mouche“ (Fliege), wie er sie nach dem Zeichen ihres Petschaftes nannte. Ein rätselhaftes Dunkel liegt über ihrer Gestalt, das selbst durch ihre Erinnerungen an Heine, die sie unter dem Namen Kamilla Selden vor etwa dreißig Jahren herausgegeben hat, nur wenig gelichtet ist. Mit Sicherheit läßt sich sagen, daß sie Deutsche

von Geburt war, aber schon in sehr jungen Jahren nach Frankreich verschlagen wurde. Auch in England scheint sie gewesen zu sein. Sie war mit einem gewissen Krienitz oder von Krienitz verheiratet, doch bestand die wenig glückliche Ehe nur kurze Zeit. Die Ehegatten gingen auseinander, ohne daß es wohl zu einer Scheidung kam. Was sie damals in Paris tat, ist unbekannt, vielleicht erteilte sie Klavierstunden, denn sie war sehr musikalisch und bei Heine führte sie sich mit einer ihrer Kompositionen ein. Die Veranlassung zu diesem Besuch gab mittelbar oder unmittelbar Alfred Meißner, wenigstens kannte er die Dame schon, ehe sie zu Heine in Beziehung trat, ohne daß er jedoch imstande war, nähere Angaben über ihre Person zu machen. Nach dem Tode des Dichters verlor sie sich wieder völlig ins Dunkle, und erst als sie ihre Erinnerungen veröffentlichte, erfuhr die Welt, daß Heines „Mouche“ noch lebte und als Privatlehrerin ihre Tage in Rouen fristete. Dort ist sie auch gestorben. Mit diesen dürftigen tatsächlichen Notizen ist die Frage, wer die Fremde war, nicht beantwortet; wir wissen nicht, ob sie eine Abenteurerin oder eine Unglückliche, vom Schicksal Verschlagene war. Nach ihrem eignen Buch würde man sich eher für das erstere entscheiden, aber Kamilla Selden war offenbar keine Schriftstellerin und vielleicht liegt es daran, daß sie den richtigen Ton für ihre Beziehungen zu Heinrich Heine nicht zu finden wußte. Es muß auf jeden Fall anerkannt werden, daß sie sich nach seinem Tode sehr zurückhielt, ihre Freundschaft mit dem berühmten Mann nicht ausschloß und sich in keine der unliebsamen Erörterungen einmischte, die durch die Frage seines Nachlasses, seiner Memoiren usw. hervorgerufen wurden. Sie hätte gewiß manches sensationelle Wort dazu sagen können, aber sie schwieg.

Durch ihr gefälliges Äußere sowie durch ihren gewandten, reg-samen und anpassungsfähigen Geist machte die „Mouche“ gleich bei ihrem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck auf den Dichter. Er entließ sie mit der Bitte, ihren Besuch bald zu wiederholen. Rasch wurde sie ihm unentbehrlich, sie unterstützte ihn bei seinen Arbeiten, erleichterte ihm in dieser Zeit ohne Sekretär vieles durch

ihre Beherrschung der beiden Sprachen, schrieb für ihn, ja selbst Gedichte legte er ihr zur Prüfung vor, was Heine sonst nie zu tun pflegte. Aber nicht nur durch diese kleinen Hilfsdienste wurde die „Mouche“ ihm wert und angenehm, sondern der Dichter liebte sie mit der ganzen Leidenschaft, mit der ein Mann ein Weib lieben kann. Der Wunsch, den er im „Romanzero“ ausgesprochen hatte:

Noch einmal möcht' ich vor dem Sterben  
um Frauenthuld beseligt werden,

wurde ihm erfüllt. Schönheit, Anmut und Jugend, nach denen er geschmachtet hatte, umgaben ihn wieder und verkörperten sich in dem jungen Weibe, die in der Blüte ihrer Jahre und ihrer Reize vor ihm stand. Er durfte sie lieben und er konnte sich einreden, daß sie ihn wiederliebte. Er konnte sie bald nicht mehr entbehren, er sehnte die Stunde herbei, da sie kommen sollte, er verwünschte die bösen Tage, da seine Leiden es ihm unmöglich machten, sie zu empfangen. Seine Briefe und kurzen Billetts sind der Ausdruck einer heißen brennenden Liebe. „Allersüßeste fine mouche“, „holdseligste Bisamkatze“, „liebste holde Freundin“, „süßeste Person“, „liebste und süßeste Kaze“, das sind die Überschriften der Briefe, die „der Berrückte an eine Berrückte“ schreibt. Er verlangt danach, einen Kuß auf ihr „Schwabengesicht“ zu drücken. „Ich liebe Sie mit todkranker, innigster Zärtlichkeit.“ Er ist voll Sorge um ihre Gesundheit, die nicht die beste war. Bei schlechtem Wetter soll sie nicht ausgehn, um sich nicht zu erkälten, aber sie soll doch kommen. „Komme du bald!“ lautet der Refrain seiner Briefe. Er hält stets eine kleine Aufmerksamkeit bereit, eine geringe Gabe, ein paar Reime, eine interessante Erinnerung, Kleinigkeiten, die unter Liebenden so wichtig sind. Heine empfing nie Besuche an schlechten Tagen, um nicht aus der Rolle des geistreichen Kranken zu fallen, für die Geliebte machte er eine Ausnahme. Er scheute sich nicht mehr, ihr sein ganzes Elend zu enthüllen. „My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das meiner zu spotten scheint.“ Er ist ja kein Mann mehr, er leidet darunter, daß er nur einen unschuldigen

Kuß auf Hand und Wange der Geliebten drücken kann. Er möchte genießen und der letzte Auffschrei des Gequälten gilt dem Genuß, dem er sein ganzes Leben geweiht hatte, dem Genuß, der vor ihm liegt und doch unerreichbar fern ist. Mit verzweifeltm Ingrimm blickt er auf seine gelähmten Glieder. Er flucht seinem Schicksal, er bäumt sich dagegen auf. Umsonst! Er muß froh sein, wenn der Spott über sich selber ihm einen leichten Trost gewährt:

Wahrhaftig, wir beide bilden  
ein kurioses Paar,  
die Liebste ist schwach auf den Beinen,  
der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Käzchen,  
und er ist krank wie ein Hund,  
ich glaube im Kopfe sind beide  
nicht sonderlich gesund.

Sie sei eine Lotosblume,  
bildet die Liebste sich ein;  
doch er, der blasse Geselle,  
vermeint der Mond zu sein.

Die Lotosblume erschließet  
ihr Kelchlein im Mondenlicht,  
doch statt des befruchtenden Lebens  
empfängt sie nur ein Gedicht.

(II, 51.)

Die Lotosblume und der Mond! Längst vergessene Symbole der Romantik dümmerten wieder auf. Es war lange her, daß Heine solche Töne angeschlagen, aber wenn die Leidenschaft den Sterbenden auch noch einmal zum Lyriker machte, seine Poesie bleibt bitter, voll Hohn über sich selbst und das Schicksal, das einem Mann Liebe beschert, der nicht mehr lieben kann. Ihm fehlte das Gefühl des Dankes, daß ihm das Leben an der Schwelle des Grabes noch einmal so viel gewährte, er kannte nur die Begier, noch mehr zu genießen. Einzig in der einen großen Vision, die nach Meißners Angabe kaum zwei, höchstens drei Wochen vor seinem Ende verfaßt wurde, ringt sich Heine zwar nicht zur Entfugung, so doch zu einem ruhigen Gefühl durch. Im Traum sieht er sich als Gestorbenen und zu seinen Häupten die Geliebte als Marterblume:

Es steht ein offner Marmor Sarkophag  
ganz unverstümmelt unter den Ruinen,  
und gleichfalls unverfehrt im Sarge lag  
ein toter Mann mit leidend sanften Mienen.

-----  
Doch, wunderbar! Derweilen solcherlei  
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,  
wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei  
der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'  
stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,  
die Blätter schwefelgelb und violett,  
doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

-----  
Du warst die Blume, du geliebtes Kind,  
an deinen Küssen muß' ich dich erkennen.  
So zärtlich keine Blumenlippen sind,  
so feurig keine Blumentränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt  
hat meine Seel' beständig dein Gesichte,  
du sahst mich an, beseligt und verzückt  
und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,  
was du verschwiegen dachtest im Gemüte, —  
das ausgesprochene Wort ist ohne Scham,  
das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! Man glaubt es kaum,  
wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder  
so schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum  
der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauer.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!  
den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,  
die Welle frage, was sie rauscht im Bach,  
den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,  
Frag, was sie duften, Nachtviole' und Rosen —  
doch frage nie, wovon im Mondenschein  
die Marterblume und ihr Toter kosen!

(II, 45.)

Diese Liebe am Rande des Grabes hat etwas unsagbar Schauriges. Man hatt sie mit der letzten Neigung des greisen Goethe zu Ulrike v. Levetzow verglichen. Der Vergleich paßt in keiner Weise. Goethes Altersliebe war zum Schluß eine alltägliche Geschichte, die Liebe des Greises, den noch einmal die Sehnsucht nach Jugend und Schönheit überfällt; Heines Martyrium in seiner graufigen Verbindung von höchster Lust und entsetzlichstem Elend wirkt daneben wie ein Nachtstück Hoffmanns oder Allan Poes. Der Liebhaber in der Matragengruft, dieser lebendige Tote, der lieben möchte und nicht lieben kann, und daneben das junge blühende Weib! Kein friedliches Altersidyll spielte in dem Krankenzimmer der Avenue Matignon, sondern eine schauerliche Groteske, wie sie nur die Phantasie eines Romantikers erfinden konnte. Es ist, als rächte sich die verhöhnte Romantikerin an ihrem Spötter und letztem Jünger.

Und Mathilde? Dachte sie groß genug, um die Beziehungen ihres Gatten zu der „Mouche“ zu dulden? Wir wissen es nicht. Vermutlich kam ihrem beschränkten Hirn niemals der Gedanke, daß es noch eine andre Untreue als die des Körpers geben könne. Sie wußte, daß es mit ihrem Gatten zu Ende ging, und ihr Interesse an dem Sterbenden bestand darin, daß sie ihn veranlaßte, alles zu tun, um ihre Zukunft zu sichern. Auf ihr Drängen mußte er wohl noch einmal einen Appell an den „natürlichen Schützer seiner Witwe“, an Karl Heine richten und mußte ihn bitten, für seine überlebende Frau zu sorgen. Das Konzept dieses demüthigen Schreibens wurde in dem Nachlaß gefunden, allerdings wissen wir nicht, ob eine Abschrift davon abgesandt und ob sie an Karl Heine oder an einen anderen Verwandten als Mittelsperson gerichtet wurde.

Als das Jahr 1856 anbrach, war es klar, daß die Tage des Sterbenden gezählt waren. Er selbst ahnte es, glaubte aber nicht, daß das Ende schon so bald eintreten würde. Am 13. Februar besuchte ihn noch seine treue französische Freundin Karoline Joubert. Beim Abschied sagte ihr der Dichter: „Bleiben Sie nicht lange aus, es wäre unvorsichtig.“ Am nächsten Tag sah ihn die Mouche zum letztenmal. Er hat sie, den Hut aus dem Gesicht zu nehmen,

X  
damit er sie besser sehen könne. „Auf morgen, hörst du? Nicht ausbleiben“, das waren die letzten Worte, die sie von ihm vernahm. Schon in der Nacht stellten sich Krämpfe, mehrfache Ohnmachten und heftiges Erbrechen ein. Am nächsten Morgen versuchte Heine noch zu arbeiten. Die Wärterin wollte es nicht erlauben, doch der Patient erklärte: „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet.“ Es gelang ihm nicht mehr, seinen Geist zusammenzufassen, die Krankheit war diesmal mächtiger. Die Agonie trat ein. Das Morphium versagte den Dienst und drei Tage lang rang der Sterbende bei vollem Bewußtsein mit den fürchterlichsten Schmerzen, bis die Erlösung eintrat und der schwache Körper unterlag. Am Nachmittag des 16. verlangte er noch Papier und Bleistift. „Schreiben!“ flüsterte er dreimal mit brechender Stimme. Alfred Meißner schildert sein Ende:

↓  
„Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an, und es ward bald für niemand in seiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphium, die er allmählich zu nehmen gewöhnt worden, hatten ihm sonst wohl ähnliche Zustände bereitet, doch niemals so heftig und anhaltend. Dennoch trogte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraphen hinaus zu bringen, und blieb fortwährend bei vollem Bewußtsein. Ja, der Witig sogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor seinem Tode stürzte ein Bekannter ins Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: „Seien sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!“ So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Der Arzt trat ein, und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Dr. Gruby glaubte, ihm nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um vier Uhr in der Frühe des Sonntagmorgens hauchte er seinen Geist aus. Mathilde hatte sich um ein Uhr schlafen gelegt — sie sah ihren Gatten erst wieder, als sein Auge sich für immer ge-

schlossen. Er war als Leiche so schön, wie ihn niemand, der ihn gekannt, im Leben gefunden; sogar sein Arzt behauptete, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen. Die Totenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest."

In diesem Bericht klingt manches recht unwahrscheinlich. Es ist kaum glaubhaft, daß ein „Bekannter“ in das Zimmer eines Sterbenden „stürzt“ und ihn mit der peinlichsten Gewissensfrage belästigt. Selbst wenn Meißner in der Lage wäre, den Namen anzugeben, würde man sein Zeugnis mit Zweifel aufnehmen. Die Erzählung ist offenbar eine nachträgliche Erfindung. Der sterbende Dichter, der auf dem Totenbett noch geistreich ist und frivole Witze macht, mag manchem seiner Freunde in besonderem Maße heroisch erscheinen. Ihrer Phantasie verdankt wohl die Anekdote ihren Ursprung, die übrigens, wenn meine Erinnerung mich nicht trügt, in ähnlicher Weise von Voltaire erzählt wird.

Am 17. Februar morgens gegen fünf Uhr trat das Ende ein. Am Vormittag sah die Mouche den Toten. Sie wurde in ein stilles Zimmer geführt, „wo die Leiche wie eine Statue auf einem Grabmal in der erhabenen Unbeweglichkeit des Todes lag. Nichts Menschliches mehr in diesen kalten Zügen,“ heißt es in ihren Aufzeichnungen, „nichts mehr, was an den erinnert hätte, der da geliebt, gehaßt und gelitten: eine antike Maske, über welche die Ruhe des Todes die Eisschicht einer stolzen Gleichgültigkeit gelegt hatte, ein bleiches Marmorgesicht, dessen schöne Linien an die erhabensten Meisterwerke der griechischen Kunst erinnerten. So habe ich ihn zum letztenmal gesehen!"

Der Dichter hatte den Wunsch ausgesprochen, auf dem einfachen Friedhof Montmartre, der Ruhestätte der „Verbannten und Geächteten“, in möglichst prunkloser Weise und ohne jedes religiöse Zeremoniell beigesetzt zu werden. Ihm geschah nach seinem Willen.

Keine Messe wird man singen,  
keinen Kadosch wird man sagen,  
nichts gesagt und nichts gesungen  
wird an meinen Sterbetagen.

(I, 423.)

Es waren etwa hundert Personen, die sich am Vormittag des 20. Februar versammelten, um den toten Dichter zu Grabe zu tragen. Zum größten Teil waren es Deutsche, teils in Paris ansässige Landsleute, teils vorübergehende Besucher der fremden Stadt. Unter den Franzosen befanden sich Alexander Dumas, Théophile Gautier und der Historiker Mignet. Es war ein kalter, nebliger Wintertag. Schweigend schritten die Männer daher, schweigend standen sie an dem offenen Grabe und lautlos wurde der Sarg hinabgelassen. Niemand hielt eine Rede. Dann trennte man sich, und jeder ging seines Weges. Ein armseliger Stein mit der Inschrift „Henri Heine“ wurde auf der Stätte errichtet. Mit Recht lehnte Mathilde ein glänzenderes Denkmal ab, das Gustav seinem Bruder errichten wollte. Er hatte nicht die Befugnis, den Toten zu ehren, den er im Leben so wenig geehrt hatte. Aber weiter reichte die Pietät der Witwe nicht. Sie vernachlässigte die Stätte des Toten, und schon zu Mathildens Lebzeiten war die Inschrift bis zur Unkenntlichkeit verwittert. Freunde aus Deutschland und Österreich taten sich nach ihrem Tode zusammen, um das Grab des Dichters in einem bescheidenen, aber würdigen Zustand zu erhalten. Jetzt wird es durch das stimmungsvolle Denkmal des Bildhauers Hasselriis geschmückt.

Wie wir gesehen, hatte Heine 1846 sein erstes Testament errichtet. Es wurde zwei Jahre später durch ein neues ersetzt, und dieses wieder 1851 durch ein drittes und letztes, das allein Gültigkeit besitzt. Mathilde war danach die einzige und unbeschränkte Universalerin, wie in dem ersten Paragraphen festgesetzt wird. Der zweite befaßt sich mit der Pension des Dichters. Die Großmut Salomon Heines wird betont und es heißt von ihm: „Er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer karglichen Knauserie beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt machte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmut selber war, müssen als großmütig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine,

der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Übereinkunft hat am 25. Februar 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unserer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benezte sie mit Tränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle und andere gewichtige Gründe zwingen mich, von neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Veters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszusahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: Wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog, weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension tatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmütige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich nicht nötig gehabt hätte, diesen Appell an die Liberalität meines Veters zu richten; denn ich bin überzeugt, daß er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gefühnt habe; er wird sich dann gewiß nur unserer einstmaligen herzlichsten Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Ge-

fühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Witwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angeheißen lassen; aber es ist für die Ruhe des einen wie der andern nicht unnütz, daß die Lebenden wissen, was die Toten von ihnen begehren."

Der dritte Paragraph überträgt die Verwaltung und Bewertung des schriftlichen Nachlasses „ohne Präjudiz für die Eigentumsrechte der Universalerin“ dem Neffen Ludwig van Embden, dem Sohn der Schwester Charlotte. Zur Herausgabe der Gesamtwerke wird in dem nächsten Doktor Rudolf Christiani berufen, der alte Freund und angeheiratete Better. Er wird angewiesen, sich streng an den von dem Dichter aufgestellten Prospekt zu halten, aber auch Campes Wünsche zu berücksichtigen. Die Hauptforge Heines geht dahin, sein geistiges Eigentum rein zu erhalten, seine Bücher sollen „nicht dazu dienen irgendein fremdes Schriftstück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten“. Die Paragraphen fünf und sechs enthalten Einzelheiten über seine Leiche und das Begräbniß, der siebente verbietet die Teilnahme eines Geistlichen und führt zur Begründung an: „Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt, und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich ansehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgendeine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüber zu führen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen

Poffenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerin zuwenden kann." Als Testamentvollstrecker wird endlich der Rat am Kassationshof Maxime Soubert eingesetzt.

Der letzte Wille des Dichters wurde, wenigstens soweit sein literarischer Nachlaß, also der wertvollste Teil seiner Hinterlassenschaft, in Betracht kam, nicht mit der nötigen Ehrfurcht ausgeführt. Zwar waren die „fernerweitigen Bestimmungen“, die § 3 dem Neffen Embden in Aussicht stellte, offenbar nicht ergangen, aber auch ohne diese war es seine Pflicht, alle vorhandenen Papiere an sich zu nehmen. Er hat es nicht getan. Er duldete, daß der größte Teil der „Memoiren“ aus dem Nachlaß entwendet und von dem einen oder beiden Brüdern des Dichters vernichtet wurde, er duldete ferner, daß alle übrigen Manuskripte und Briefe in Händen Mathildens und ihres Vertrauensmannes Henri Julia verblieben. Das edle Paar machte verschiedene Versuche, den Besitz zu verwerten, sie boten ihn der österreichischen und der französischen Regierung an. Da sich aber keine politisch bedeutsamen Stücke unter den Papieren befanden, so lehnten beide den Ankauf ab. So verhandelten die Witwe und ihr ebenso verständnisloser Berater die Manuskripte einzeln unter der Hand, nachdem sie Abschriften davon genommen hatten, und nur diese Abschriften gelangten endlich in den Besitz Campes, der sowohl durch Meißner als durch Strodtmann mehrfach vergebens versucht hatte, Heines Nachlaß zu erwerben. Das Bruchstück der „Memoiren“ erhielt er erst 1884 nach dem Tode Mathildens, da angeblich ein Verbot des Dichters bestand, sie bei Lebzeiten seiner Gattin, die darin gar nicht erwähnt wird, zu veröffentlichen. Es war das letzte handschriftliche Stück, das Henri Julia noch besaß,

und es ist nicht anzunehmen, daß außer den jetzt bekannten Schriften und Gedichten eine weitere Zeile Heines zum Vorschein kommen wird. Auch Christiani, der zur Herausgabe der Gesamtwerke berufen war, konnte diesen Auftrag nicht erfüllen. Er starb schon 1859, noch ehe er mit der Arbeit begonnen hatte. Er war ein tüchtiger Jurist und ein ehrlicher liberaler Parteimann, aber die philologische Schulung, die diese Aufgabe erforderte, besaß er nicht. Heine hatte ihn gewählt, weil ihm in seinem Freundes- und Verwandtenkreise eine geeignetere Persönlichkeit nicht zur Verfügung stand. In dem ersten Testament hatte er Laube und Detmold damit betraut, aber die Beziehungen zu beiden hatten sich mit den Jahren gelockert. Dem Dichter lag auch weniger an einem sachverständigen Literaten als an einem ehrlichen Mann, der weder durch den „merkantilischen Geist“ Campe's noch durch die Intrigen der Familie zu beeinflussen war. Dies Vertrauen setzte er in Christiani.

Mathilde zog sich nach dem Tode ihres Mannes nach Passy zurück. Sie lebte dort still und bescheiden und gab der Öffentlichkeit kaum Gelegenheit, sich mit der Person von Heines Witwe zu beschäftigen. Wenn sich sein literarischer Nachlaß bei ihr nicht in treuen Händen befand, so wird man der beschränkten Frau kaum einen Vorwurf machen oder höchstens insoweit, als sie jedem verständigen und wohlmeinenden Rat ihr Ohr verschloß. Daß sie die vorhandenen Manuskripte nicht Campe auslieferte, wird man ihr verzeihen. Sie zitterte für ihre bescheidene Rente und außerdem hatte sie aus dem Munde ihres Mannes so ungünstige Urteile über seinen Verleger gehört, daß sie weder ihm noch seinen Beauftragten vertrauen konnte, mochten diese selbst ehrliche und begeisterte Freunde des Verstorbenen wie Meißner und Strodtmann sein. An Campe rächten sich mit dem Tode Heines die kleinlichen Mäkeleien, mit denen er den Lebenden gequält hatte. Indirekt trifft ihn ein Teil der Schuld, daß Heines Nachlaß in alle Welt zerstreut wurde. Mathilde überlebte den Dichter um siebenundzwanzig Jahre. Sie starb 1883 und wurde, wie es ihr Gatte in dem ersten

Testament von 1846, bezeichnenderweise aber in den späteren und gültigen nicht mehr gewünscht hatte, auf Montmartre an seiner Seite beigesetzt.

Die Kunde vom Ableben des Dichters machte in Deutschland keinen sehr tiefen Eindruck. Neue politische Fragen hielten die Gemüther in Spannung, an denen Heine keinen Anteil mehr hatte. Schon sein letztes Werk, die „Vermischten Schriften“, besaß mehr rück- als vorschauende Bedeutung. Seit zwei Jahren schwieg er, und seit acht Jahren hatte sich die Nation daran gewöhnt, ihn als Sterbenden zu betrachten. Sein Ende überraschte niemand. Die Zeitungen meldeten seinen Tod und widmeten ihm einen Nachruf, der von dem Tagesredakteur zusammengestellt wurde. Keine berufene Feder fand sich, um den Heimgang des Dichters in der gebührenden Weise zu würdigen. Weder ließ sich der Haß der zahlreichen Gegner, noch das Lob der spärlichen Freunde laut vernehmen. Sein langjähriges, fürchterliches Leiden dämpfte den Ausbruch der Leidenschaft, und die Stärke, die Heiterkeit und die Ergebung, mit denen er seine namenlosen Qualen getragen, übten und üben noch heute selbst auf die Gegner eine versöhnende Wirkung aus. Der Historiker freilich darf sich dieser Auffassung nicht anschließen; er wird Heines Duldbertum die Anerkennung nicht versagen, aber er darf es nicht so darstellen, als ob alle seine Unvollkommenheiten durch seine Leiden ausgelöscht seien. Das wäre eine schiefe, rührselige Betrachtung, die freilich ihre Wirkung auf die Tränendrüsen nicht verfehlen würde. Was Heine als Dichter geleistet, gehört der Literatur, was er als Politiker erstrebt, der Geschichte an, beide nehmen keine Rücksicht auf das, was er als Mensch gewesen ist, ob er geliebt oder gehaßt, ob er ein glückliches oder unglückliches Leben geführt hat. Heine gehört nicht zu den Großen, die vorbildlich durch ihr Leben wirken, aber wie seine Fehler nicht dazu führen dürfen, das Bedeutende zu verkleinern, was er geleistet hat, so auch nicht seine guten Eigenschaften, sein Leben in einem anderen Lichte darzustellen, als es sich wirklich abgepielt hat. Der Biograph hat das Recht, ja die Pflicht, alle Schwächen seines Helden menschlich

zu erklären; der Historiker steht auf einer höheren Warte und weiß nur von dem Teil des Menschen, der zur Geschichte geworden ist. Das Urteil der Geschichte schwankt noch heute. Der Kampf um Heine wogt noch ohne Entscheidung, und dieser Kampf ist es, dessen Grund und Bedeutung wir in dem Schlußkapitel betrachten wollen. Wenn er auch im engeren Sinne jenseits der Grenzen einer Biographie liegt, so ist doch jede Lebensbeschreibung unvollständig, die dem Kampf um Heine nicht Rechnung trägt.